

denken Zeichen wahrer Heiligkeit, auf der anderen Seite aber sind die kirchlichen Institutionen immer menschlich inkarniert und von Menschen getragen. So wird also gerade in dem Maße, in dem die Kirche «bereit, ihre Gesinnung ändert», das heißt in dem Maße, in dem sie aufhört, ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse sich selbst zuzuwenden (um sich auszusagen, sich zu rechtfertigen und schließlich sich zu bespiegeln!), um sich ihrem Herrn «zuzuwenden», sich zu ihrem Herrn «zu bekehren», ihre Reform erst möglich. Nach einem Prophetenwort ist es «das Neue, das ich schaffen werde – spricht der Ewige: – die Braut wird um den Bräutigam werben». Darin liegt tatsächlich das Mysterium der Kirche, das untrennbar mit dem Mysterium Christi verbunden ist. Doch bleibt es in Wahrheit unmitteilbar, wenn es sich nicht in der Wirklichkeit des Verhaltens der Kirche selbst entsprechenden Ausdruck schafft.

Auf der Ebene der *Lehrfunktion* ist dann eine konsequente Christozentrik geboten, deren konkrete Anwendung in der Beachtung des Unterschiedes zwischen dem «Mysterium des Glaubens», das Christus selbst ist, und den dogmatischen Ausdrücken des «Glaubensbekenntnisses» als zwar notwendigen, aber stets partiellen, relativen, vorläufigen Antworten besteht. Auf der Ebene der *Leitungsfunktion* geht es, ganz besonders bei den protestantischen Kirchen, darum, daß der Sinn für die Ordnung in der Freiheit wiedergefunden wird (nicht im Sinne einer juristischen TAXIS, sondern im theologalen und pastoralen Sin-

ne einer «Marschordnung», die gemeinsam – synodal! – angenommen und eingehalten werden muß), was jedoch eine «sachgerechte Handhabung der Macht» (H. Cox) voraussetzt. . . Auf der Ebene der *prophetischen Funktion* des christlichen Volkes in der Welt verlangt die gleiche Christozentrik, daß die verschiedenen Optionen in den notwendigen Engagements des Lebens und Handelns «in dieser Welt» relativiert werden auf Grund einer entschieden christologischen Anthropologie und Ethik, die dann auch schließlich die Überwindung der ebenso schematischen wie sterilen Gegensätze zwischen Institution und Ereignis, Dogmatismus und Prophetismus, Kirche in sich und Kirche für die anderen, möglich macht. . . Denn es ist wahr: Jedes Haus, das in sich gespalten ist, wird zerstört!

Wenn aber die Kirche aufhörte, «durch den Geist eine Wohnung Gottes (zu) werden» (Eph 2, 22) – wie könnte sie dann anders weiterbestehen als in Gestalt einer von den Menschen verlassenen historischen Ruine?

Übersetzt von Karlhermann Bergner

HÉBERT ROUX

geboren am 16. Mai 1902 in Montauban, 1928 in der reformierten Kirche von Frankreich ordiniert. Er ist Lizentiat der Philosophie und Theologie, Ehrendoktor der Universität Montpellier, Beauftragter der reformierten und lutherischen Kirchen Frankreichs für die Beziehungen mit der römisch-katholischen Kirche und Co-Präsident der gemischten katholisch-protestantischen Arbeitsgruppe von Frankreich. Er veröffentlichte unter anderem: *Détresse et promesse de Vatican II* (Paris 1967).

Stephen Neill

Braucht die Kirche eine neue Reformation? Eine anglikanische Antwort

Selbst dem klügsten und gelehrtesten Mann der Welt würde es schwerfallen, die anglikanische Antwort auf irgendeine Frage zu geben. Es ist für Nichtanglikaner keineswegs leicht, sich immer vor Augen zu halten, daß die Anglikanische Kirchen-

gemeinschaft ein lockerer Bund von fünfzehn völlig unabhängigen Kirchen in allen Teilen der Welt und einer Anzahl selbständiger Diözesen darstellt, der zusammengehalten wird durch eine gemeinsame liturgische Tradition, eine starke, aber schwerlich näher zu definierende Loyalität, eine zentrale Exekutive mit einem winzigen Apparat und durch die Teilnahme an der Lambeth-Konferenz der Bischöfe, die ziemlich regelmäßig, aber inoffiziell vom Erzbischof von Canterbury einberufen wird.

Ebenso schwierig ist es, eine deutliche Linie zwischen Anglikanisch und Nichtanglikanisch zu ziehen. Die meisten anglikanischen Kirchen stehen in voller Interkommunion mit den altkatholischen Kirchen in Europa und Amerika und mit den kleinen episkopalen Kirchen in Spanien und Portugal, in beschränkter Gemeinschaft mit den Kirchen

von Finnland und Schweden sowie mit der Kirche des Mar Thoma, der (reformierten) Syrischen Kirche von Südindien, und schließlich mit der unabhängigen Kirche der Philippinen und der Südindischen Kirche. Darüber hinaus befinden sich anglikanische Kirchen in Verhandlungen über Zusammenschlüsse in Kanada und den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Ost-, West- und Zentralafrika, Nordindien und Neuseeland. Wenn diese Verhandlungen erfolgreich verlaufen, werden verschiedene anglikanische Kirchen in Kirchenunionen aufgehen, in die sie ihre gesamte anglikanische Substanz ohne Abstriche einbringen.

Und so soll es nach Auffassung der anglikanischen Kirchen auch sein, denn sie haben für sich niemals den Anspruch auf Universalität oder ewige Dauer erhoben. Die meisten Anglikaner sind gleich den meisten Anhängern anderer christlicher Gemeinschaften in ihrem tiefsten Herzen davon überzeugt, daß alle Probleme der christlichen Einheit gelöst wären, wenn alle anderen Christen für einen derart maßvollen Standpunkt wie den der Anglikaner empfänglich wären und ihn sich auch zu eigen machten. Doch macht es den Anglikanern ihr starker und konsequenter Sinn für die Einheit der gesamten christlichen Gemeinschaft im Himmel und auf Erden leicht, mit einer – vielleicht in weiter Zukunft liegenden – Zeit zu rechnen, in der alle anglikanischen Werte in weiteren christlichen Kirchen soweit Eingang gefunden haben und gesichert sind, daß eine Eigenexistenz der Anglikaner nicht mehr notwendig ist. Diese Auffassung trat auf der Lambeth-Konferenz von 1948 völlig klar zutage.

Die Kirche von England ist die älteste und größte Kirche der anglikanischen Kirchengemeinschaft. Doch die historischen Umstände haben sie stärker als andere Kirchen mit dem 16. Jahrhundert verknüpft. Daher ist sie heute unter allen anglikanischen Kirchen fast die am wenigsten typisch anglikanische. Doch wegen ihrer Größe und ihres Alters läßt es sich kaum vermeiden, daß der Autor sie, auch heute, als Ausgangspunkt nimmt, und die Divergenzen, so wie sie sich in den unabhängigeren Kirchen zeigen, eigens erwähnt.

Wahrscheinlich stellen nur wenige Anglikaner die Prinzipien jener im wesentlichen konservativen Bewegung der anglikanischen Reformation des 16. Jahrhunderts in Frage. Sie lassen sich kurz folgendermaßen formulieren:

Den Primat als einzig maßgebliche Autorität für Glauben und Leben der Kirche besitzt die Heilige Schrift. Auch noch so ehrwürdige Traditionen

bilden keine zweite Autorität; sie sind immer nur Erläuterung zu dem Text, der sich einzig und allein in den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments findet. Selbst alte Riten, Zeremonien und Gewohnheiten, ja sogar Lehren, müssen geändert werden, wenn sich deutlich herausstellt, daß sie zu den Befunden der Heiligen Schrift in Widerspruch stehen. Jeder Gottesdienst ist in einer Sprache abzuhalten, die vom Volk verstanden wird, und die Lesung und Erklärung der Schrift hat darin eine große Rolle zu spielen.

Die Bibel ist allen Gläubigen in die Hand zu geben, und sie sollen dazu angeleitet werden, sie auch allein und für sich zu lesen.

Aber die Geschichte ist nicht stehen geblieben. Diese Grundsätze müssen auf neue Arten und Weisen, die für die Situation des 20. Jahrhunderts eine Bedeutung haben, formuliert und dargestellt werden.

1. Verhältnis zwischen Staat und Kirche

Die Reformation hat die Kirche von England eng mit der Krone verbunden. Königin Elisabeth I. erklärte sich selbst zur obersten Herrin der Kirche von England. Sie hatte ein hohes Ideal, das sie nie aufgab: ein Volk, das unter einem Aspekt Gemeinwesen, unter einem anderen geistig-religiöse Gemeinschaft war, in der Furcht Gottes und unter einem gottgegebenen Herrscher lebte, dessen Aufgabe es war, unter Gottes Oberhoheit für beide Aspekte im Leben des Volkes zu sorgen. Am Ende ihrer Regierungszeit war dieses Ideal bereits anachronistisch. Die Unbeugsamkeit der Widerstrebenden (der römischen Katholiken) und der Sektierer (Dissenters) hatte deutlich gemacht, daß sich nicht alle Untertanen der Königin dazu bringen ließen, gemeinsam in einer einzigen Kirche zu leben, und sei sie noch so gut. Doch die Kirche von England blieb die Kirche der englischen Könige und der großen Mehrheit des Volkes. Dabei war in England die Kontrolle von seiten der Krone weniger lastend als etwa die Kontrolle, die bis 1918 in Österreich der Kaiser und bis 1905 in Frankreich die Innenminister ausübten, von denen mehr als einer keine Christen waren. Die Verbindung zwischen Kirche und Staat findet ihren Ausdruck durch die Anwesenheit von 21 Bischöfen im Oberhaus und die konsequente Ausschließung anglikanischer Geistlicher aus dem Unterhaus, wodurch sie zu den am stärksten benachteiligten aller erwachsenen Untertanen der Krone wurden. Die Berufung auf die Bischofssitze der Diözesen er-

folgt durch die Krone auf Vorschlag des Premierministers. Dieses System funktioniert in der Praxis recht vernünftig und annehmbar. Doch leider läuft damit ein schreckliches Wahltheater parallel, in dem der Dekan und das Kapitel den Bischof wählen, obwohl sie sehr gut wissen, daß in 437 Jahren noch kein Dekan oder Kapitel je einen vom König vorgeschlagenen Kandidaten nicht gewählt hat.

Natürlich ist es aus allen denkbaren Gründen wünschenswert, daß dieses System geändert wird. Und was früher wünschenswert war, ist heute notwendig geworden durch den Fortschritt in Richtung auf die Einheit der Christen. Keine englische Freikirche könnte sich ehrlich und aufrichtig mit der Kirche von England vereinen, solange dieses herrschende System beibehalten wird. Dabei hat die Ablehnung der Idee einer «etablierten» Kirche in den letzten hundert Jahren beträchtlich abgenommen. Selbst die Freikirchen erkennen, daß es alle großen nationalen Ereignisse, wie etwa die Krönung einer Königin, beträchtlich hebt, wenn sie mit einer festlichen religiösen Zeremonie verbunden sind. Aber sie verlangen eine größere geistliche Freiheit als sie eine in mancher Hinsicht unter der Kontrolle des Parlaments stehende Kirche hat. Leider sind alle anglikanischen Bemühungen in dieser Richtung durch ein Höchstmaß an Unentschiedenheit gescheitert. Während die (presbyterianische) Kirche von Schottland schon vor langer Zeit in ihrer Stellung als schottische Nationalkirche anerkannt worden ist, unter gleichzeitiger sorgfältigster Wahrung der Königsrechte Jesu Christi als einzigen Herrn seiner Kirche, hinkt die Kirche von England, die vermutlich ohne große Schwierigkeit eine ähnliche Anerkennung erhalten könnte, immer noch hintendrein.

Dieses Problem besteht in keinem anderen Teil der anglikanischen Kirchengemeinschaft. Denn dort ist überall die Verbindung zwischen Kirche und Staat, wenn sie überhaupt je bestanden hat, seit langem gelöst. Das einzige Land, in dem anglikanische Geistliche vom Staat bezahlt werden, dürfte Belgien sein.

2. Liturgische Erneuerung

Einen bedeutend größeren Einfluß als ihre formellen Lehraussagen üben ihre liturgischen Formen auf die Mitglieder einer Kirche aus. Die erste vollständige anglikanische Liturgie stammt aus dem Jahre 1549: ein wertvolles Dokument, das Stücke schönster englischer Prosa enthält. Aber diese erste Bemühung wurde als unvollkommen

betrachtet. Man revidierte sie in den Jahren 1552, 1559, 1604 und 1662, während 1637 eine stark abweichende Liturgie für Schottland geschaffen wurde. Im Jahre 1662 wurde die Liturgie durch den Act of uniformity eingefroren. Aber Liturgie kann nicht stillstehen. Eine Anzahl von Abwandlungen wurden gesetzlich erlaubt. Und eine noch größere Anzahl von Variationen entstand durch Gewohnheit. Doch empfanden es viele, daß die Form des Gottesdienstes, trotz der hohen Qualität des liturgischen Werkes des 16. Jahrhunderts, immer weniger den Bedürfnissen der durchschnittlichen Gottesdienstbesucher entsprach und daß die gesamte Frage der liturgischen Erneuerung eine höchst konzentrierte Aufmerksamkeit erforderte.

Die anglikanischen Kirchen außerhalb Englands haben von ihrer Freiheit, ihre liturgischen Bücher zu überprüfen und zu ändern, Gebrauch gemacht. Im großen und ganzen aber sind dabei die traditionellen Strukturen mit mehr oder weniger weitreichenden Modifikationen beibehalten worden. In mehreren Fällen (USA, Indien) sind Cranmers ohnehin schon etwas weitschweifige liturgische Formen noch weitschweifiger geworden durch das Bemühen, alles in sie hineinzupacken, was hineingepackt werden konnte. Erst in allerjüngster Zeit haben sich stärker an die Wurzeln greifende Überlegungen auf die Fragen gerichtet: Was ist Gottesdienst? Wie kann christlicher Gottesdienst im 20. Jahrhundert richtige und geeignete Ausdrucksformen finden? Der Krieg ist eine zu ernste Sache, als daß man sie den Soldaten überlassen dürfte. Diejenigen, welche die jüngsten anglikanischen Experimente zur Schaffung neuer Liturgien überblicken, können sehr leicht zu der Annahme kommen, daß es hier um eine Sache geht, die zu ernst ist, als daß man sie den Liturgikern überlassen könnte. Manche von diesen haben bei ihrer Arbeit offenbar unter der Illusion gestanden, liturgische Änderungen wären möglich ohne entsprechende Änderungen in der Theologie, denen darin Ausdruck gegeben wird. Bevor eine neue Liturgie irgendwelche Aussicht auf bleibenden Erfolg haben kann, müssen sowohl ihre Schöpfer als die, welche sie verwenden, klar erkennen, welche theologische Absicht dem Ganzen zugrunde liegt.

Der gegenwärtige Augenblick ist sowohl in England als auch in der englischsprechenden Welt für diese Arbeit nicht besonders günstig. Man kann sich nicht darüber einigen, was man als gehobenes, dabei aber modernes Englisch anzusehen hat. Ebenso wenig Einigkeit besteht darüber, welcher Theologie in der liturgischen Form Ausdruck ge-

geben werden soll. Unsere heutigen Reformer haben anscheinend Cranmers Prinzip auf den Kopf gestellt. Er glaubte, man müsse der Kirche das denkbar Beste an liturgischer Form geben und die Teilnehmer am Gottesdienst müßten zur richtigen Bewertung des ihnen überantworteten Schatzes erzogen werden – ein Ziel, das in den Tagen, in denen jeder, nolens volens, in die Kirche ging, in einem erstaunlichen Umfang erreicht war. Heute sind wir uns anscheinend dahingehend einig geworden, daß die Liturgie auf die Ebene dessen herabgesetzt werden muß, was der durchschnittliche Kirchgänger fassen kann. Unsere neuen Liturgien zeigen daher die Neigung, die geistig-religiöse Verarmung des 20. Jahrhunderts dem glänzenden Reichtum des 16. Jahrhunderts gegenüber widerzuspiegeln.

3. Die Kirche in einer veränderten modernen Welt

Im 16. Jahrhundert war England, wie Indien heute, ein Land der Dörfer. Es war das Ziel der Kirche, in jedes Dorf einen Gentleman von Bildung und Kultur zu schicken. Die anglikanische Dorfkirche ist ein größerer Schatz als die prächtigste Kathedrale, von denen eine der größten – St. Paul in London – nach der Reformation gebaut wurde. Heute ist England ein Land der Städte. Und die Kirche hat hier wie in jedem anderen industrialisierten Land der Welt unter dieser Wandlung gelitten. Es scheint etwas im Klima der Stadt zu liegen, das es dem Durchschnittsmenschen schwierig macht, irgendeine Verpflichtung als am Gottesdienst teilnehmendes Glied der Kirche ernstzunehmen. Römisch-katholische Statistiken in England und andernorts zeigen, daß auch diese Kirche gleich allen anderen in den industrialisierten Zonen Verluste erleidet.

Doch obwohl die Entchristlichung schon reichlich weit gegangen ist, fehlt noch viel, bis sie vollständig wird. In allen Klassen im Land findet sich noch ein ungeheures Kapital an diffusem Christentum. Nur 10% der Bevölkerung bezeichnen sich als ohne jeden religiösen Glauben. Kritik an der Kirche wird viel geübt; aber bei allen Meinungsforschungen erklärt die große Mehrheit derer, die überhaupt antworten, sie möchten lieber, daß die Kirche bleibt, als daß sie verschwindet. Die Unwissenheit über die Lehre der Kirche ist abgrundtief. Manche sind noch in gewissem Umfang von der vor über einem Jahrhundert in England getriebenen, virulent antichristlichen Propaganda angesteckt. Doch für die Person Jesu Christi herrscht

eine tiefe Verehrung, wenn sie auch nicht immer mit einem tiefen Verständnis für die Grundsätze verbunden ist, für die er eintrat. In der Zeit von 1900 bis 1930 war bei einigen Intellektuellen ein giftiger, persönlicher Haß gegen Jesus Christus festzustellen, wie es ganz unverhüllt in Michael Holroyds jüngster Biographie Lytton Stracheys sichtbar gemacht wird; doch dürfte diese Bewegung kaum bis in das Bewußtsein des einfachen Bürgers gedrungen sein, der immer noch daran festhält: Wenn alle nach den von Jesus Christus aufgestellten Grundsätzen leben würden, wäre die Welt ein bedeutend besserer Ort, als sie heute ist.

Das Problem besteht darin, Mittel und Wege zu finden, wie dieser diffuse Glaube, dem es aber keineswegs an einer gewissen Großmut fehlt, wieder zur Kirche und zum gottesdienstlichen Leben in Beziehung gesetzt werden kann. Manche möchten vollständig an der organisierten Kirche, den Pfarreien und Institutionen, den bezahlten Amtsträgern und dem ganzen Apparat der Kirchenverwaltung verzweifeln. Andere gehen nicht so weit und sehen auch in den Strukturen noch Werte, wenn sie auch davon überzeugt sind, daß weitgehende Änderungen und Experimente notwendig sind.

In den Landpfarreien kann viel getan werden. Bei der heutigen allgemeinen Verbreitung motorisierter Transportmittel kann das alte Ideal eines gebildeten und kultivierten Gentlemans in jedem Dorf ersetzt werden durch die flexiblere Konzeption einer Gruppe gut ausgebildeter Priester, die gemeinsam eine größere Zahl von Dörfern versorgen. Manches ist natürlich unwiederbringlich verloren; doch nur auf diese oder eine ähnliche Weise wird es möglich sein, die Dörfer überhaupt noch seelsorglich zu erfassen. Dabei bieten die Städte bedeutend größere Probleme. Hier sind in England wie andernorts viele radikale Experimente unternommen worden: die Haus-Kirche, in der das Herrenmahl direkt dahin gebracht wird, wo die Leute leben; besondere Funktionen zur Beratung und Seelsorge; Stadtkirchen, in denen es an den Wochentagen lebendig ist und die an den Sonntagen, wenn die Straßen fast verlassen und friedlich daliegen, kaum in Erscheinung treten. Man kann nicht behaupten, es seien bisher für irgendein Problem vollkommene Antworten gefunden worden; aber diejenigen, die bereit sind zu experimentieren, wissen, daß von zehn Experimenten mit Sicherheit etwa sieben als Fehlschlag abgeschrieben werden müssen, daß es sich um der drei anderen willen aber lohnt, zehn zu machen.

4. Die Notwendigkeit der Entklerikalisierung

Auf jeden Fall ist es klar, daß die Laien ins Zentrum des Lebens und Zeugnisses der Kirche zurückgebracht werden müssen. Die englische Reformation war weithin eine Angelegenheit der Laien; aber binnen kurzem war die Kirche vollkommen klerikalisiert und hat es niemals ganz fertigbekommen, dieses Joch abzuwerfen.

Die Kirche von England befindet sich hier in der allerschlechtesten Lage, da sie noch nicht einmal so viel Freiheit hat, wie sie durch eine synodale Leitung gegeben ist. In manchen anderen Provinzen hat es eine solche schon vor mehr als einem Jahrhundert gegeben. So gilt zum Beispiel in der Kirche von Irland für die repräsentative Körperschaft die sehr gesunde Regel, daß in ihr auf jeden Kleriker zwei Laien kommen. Die meisten, wenn auch nicht alle Provinzen, machen dabei keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. In England ist frühestens 1970 eine Änderung möglich, wenn eine echte Synode zustande kommt. Noch 1969 mußte die Schlußdebatte über die Pläne der Union mit den Methodisten in den Konvokationen von Canterbury und York stattfinden, reinen Klerikerversammlungen, in denen das «Establishment» der Dekane, Pröpste und Archidiakone mit allzu großem Gewicht vertreten war. Selbst wenn die Laien einmal zu ihrem Recht kommen, muß dafür gesorgt werden, daß die Synode ihre Treffen auf solche Zeiten und an solche Plätze verlegt, die es den Laienmitgliedern möglich machen, ohne allzu große Unterbrechung ihres Alltagslebens teilzunehmen. Es ist wenig gewonnen, wenn die teilnehmenden Laien «klerikalisierte» Laien sind, die außerhalb der Wirklichkeit des profanen Lebens in einer im heißen Konkurrenzkampf liegenden Welt stehen.

Die Bewegung der Laien gehört zu den großen ökumenischen Wirklichkeiten der modernen Welt. Doch diejenigen, die am meisten darauf bedacht sind, daß die Laien im Zeugnis der modernen Welt gegenüber ihren vollen Platz bekommen, erstarren vor Schrecken, wenn sie die religiöse Ungebildetheit der meisten Laien und ihre totale Unfähigkeit sehen, den Marxisten, den Humanisten und den Freidenkern auf ihrem eigenen Boden entgegenzutreten und eine solide Rechenschaft über ihr eigenes Christentum zu geben. Es ist gut, daß die Geistlichkeit lernt, im Hintergrund zu bleiben. Doch kann sie dies nur, wenn die Laien bereit sind, sich schulen zu lassen und als ihren Anteil an der neuen Reform den gewaltigen Prozeß der Neu-

erziehung, für die die Kirche sorgen und der der Laie sich bereitwillig zur Verfügung stellen muß, auf sich zu nehmen. Das kann aber nur dann geschehen, wenn jede Pfarrei wird, was sie eigentlich sein sollte: die Hohe Schule des Laien.

In den letztvergangenen Jahren ist viel über die Zielsetzungen und die Form der Ausbildung zum ordinierten Amt in der Kirche diskutiert worden. Die bleibendste Frucht der Reformbewegungen des 16. Jahrhunderts – einschließlich des Tridentinums – war die Erneuerung des Sinnes für die Notwendigkeit einer beruflichen Ausbildung der Geistlichkeit. Die anglikanischen Kirchen haben, verglichen mit anderen, in dieser Richtung nur wenig getan. In den englischsprechenden Gebieten ist der Standard der geistlichen Berufsausbildung anerkanntermaßen bedauerlich niedrig. In den Vereinigten Staaten sieht es besser aus. Aber zum Beispiel in Afrika haben die anglikanischen Kirchen bisher kaum etwas dafür unternommen, daß ein afrikanischer Absolvent eines geistes- oder naturwissenschaftlichen Studiums in seinem eigenen Land Theologie studieren kann. In England selbst ist die Situation chaotisch. Ein Student der Kirche von England kann sein Ordinationsexamen bestehen und ordiniert werden, ohne ein einziges ernsthaftes theologisches Werk gelesen zu haben. Eine gute Note beim Examen kann er bekommen, wenn er sich getreulich an das hält, was er in den Vorlesungen mitgeschrieben hat und was in den einschlägigen kleinen Lehrbüchern steht. Priester, deren Ausbildung sich auf einer solchen Ebene bewegt, dürfen nicht hoffen, sich in einer Welt, deren allgemeines Wissensniveau immer höher wird, behaupten zu können.

Man betont gern die Ausbildung der künftigen Priester in den praktischen Disziplinen der Religionssoziologie usw. Das heißt im Grunde den Wagen vor das Pferd spannen. Die Ausbildung in diesen Fächern muß der Kandidat *nach* seiner Ordination bekommen. In dem Studienabschnitt vorher muß er vielmehr lernen, das Mysterium der menschgewordenen Gottheit und die Grundlehren, um deren Verkündigung willen die Kirche da ist, in einer viel tieferen Weise zu betrachten und zu erfassen, als dies heute allgemein geschieht.

5. Neue pfingstliche Ergriffenheit

Letzten Endes ist die einzige Reform, auf die es ankommt, die theologische Reform – eine Neuentdeckung der göttlichen Wahrheit, die bewirkt, daß die Männer und Frauen Gesichte haben und

Traumgesichte sehen, daß sie sich mit der Freude des großen Wagnisses der Sache Christi zur Verfügung stellen und sich von neuem zur Aufgabe setzen, ihr ganzes Denken vom Geist Christi gefangen nehmen zu lassen. Die anglikanischen Kirchen haben eine große theologische Tradition. Auch heute besteht kein Mangel an Denkern, die in die Tiefe bohren. Doch wenn sie dabei auf eine Quelle stoßen, hat man heutzutage meist den Eindruck, es handle sich nur um ein schwaches Rinn-sal. In Wirklichkeit ist es im geistigen Bereich nicht anders als im physikalischen: Es müssen lange Zeit hindurch Bohrversuche unternommen werden, ehe man auf den wirklichen Schatz trifft. Wir haben nicht das Recht, ungeduldig zu sein.

Im 16. Jahrhundert war die anglikanische Reformation von ihren Vätern fest gegründet auf der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben als «einer höchst heilsamen und trostreichen Lehre» (Artikel XI). Die Puritaner, von denen keineswegs alle die nationale Kirche verließen, betonten ihrerseits zusätzlich die persönliche Bekehrung zum Glauben an Christus. Die Cambridge Platonists und die Caroline divines setzten sich für die Gelehrsamkeit und den rechten Gebrauch der Vernunft in der Theologie ein. John Wesley verkündete überall im Land die «praktische Heiligkeit». Die Evangelicals in der Kirche von England kämpften für soziale Gerechtigkeit und missionarischen Einsatz. Die Tractarianer betonten die Schönheit der Heiligkeit in Gebet und Leben. Die Christlichen Sozialisten strebten nach der Umwandlung des gesamten gesellschaftlichen Lebens

durch die Kraft des Evangeliums. Die Liberalen haben für uns das Wissen um die Menschheit des Erlösers zurückerobert. Die Christliche Studentenbewegung bereitete den Weg für die Erkenntnis der internationalen und ökumenischen Dimensionen des Evangeliums. Was bleibt uns da heute noch zu tun?

Die Antwort kann lauten, daß wir die Lehre vom Heiligen Geist noch niemals ernstgenommen haben. Hier und dort in der anglikanischen Welt konnte man Kundgebungen einer neuen pfingstlichen Ergriffenheit erleben, die für die braven Leute, wie etwa die Bischöfe, außerordentlich störend wirkte. Vielleicht waren es nur Eruptionen heißer Luft. Aber wer daran denkt, wie jede neue Bewegung bisher kritisiert, heruntergemacht und abgelehnt worden ist, könnte so weit kommen, daß er sein Urteil aufschiebt und zumindest die Möglichkeit anerkennt, daß diese Anglikaner – vielleicht auf ausgefallene Art und Weise – den Weg zu einer neuen Reform weisen, welche die ganze Kirche in Flammen setzen könnte, selbst unter den keineswegs vielversprechenden Umständen des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

STEPHEN NEILL

geboren am 21. Dezember 1900 in Edinburgh, Bischof der anglikanischen Kirche. Er studierte am Trinity College von Cambridge, ist Master of Arts, Mitglied der britischen Akademie, Ehrendoktor von vier Universitäten, er war Bischof von Tinnevely (Indien) und in führender Stellung im Ökumenischen Rat der Kirchen. Er ist Professor für Philosophie und religiöse Studien am University College von Nairobi und seit 1969 Leiter dieser Abteilung.

Johann Baptist Metz Braucht die Kirche eine neue Reformation? Eine römisch-katholische Antwort

Ich kann nicht als Ökumeniker vom Fach reden. Indes, ökumenische Theologie als theologische Sonderdisziplin ist ohnehin eine Verlegenheits-

lösung. Denn Ökumenismus ist am Ende nicht eine regionale, sondern eine universale und radikale theologische Einstellung. Und was Christen heute verbindet, kann nicht bloß auf den guten Willen und die theologischen Bemühungen einzelner gegründet sein, es muß von allen gefördert und repräsentiert werden. Ohne gefragt zu sein, müssen wir heute ökumenisch denken und handeln.

Zur eigentümlichen Situation des Ökumenismus heute möchte ich zwei Thesen vorlegen. Die erste These bezieht sich auf den inneren Zusammenhang von Ökumenismus und kirchlicher Reform; sie sucht damit auch auf die vorgelegte Frage zu antworten, «ob unsere Kirche eine neue Reformation brauche». Die zweite These beschäf-